

Monatsblätter

Organ des Vereins „Breslauer Dichterschule.“



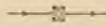
Preis für das Halbjahr 1 Mt. 20 Pf. Kündigungstermin spätestens 4 Wochen vor
Schluß desselben.

9. Jahrgang

Breslau, März 1883.

No. 3.

Wahrheit.



Würdest du der Sonne zürnen
Weil von ihrem heißen Kuß,
An den harten Felsenstirnen
Mancher Keim verdorren muß?

Tausend bunte Blumendolden
Weckt sie rings dafür mit Macht,
Färbt sie purpurn, färbt sie golden,
Und verscheucht das Grau der Nacht!—

Könntest du die Wahrheit schelten
Weil sie einen Traum zerbrach,
Der aus Fee'n- und Zauberwelten
Einst zum Kinderherzen sprach?

Tausend hellen Lichtgestalten
Bricht sie eine gold'ne Bahn,
Scheucht aus seinen dunklen Falten
Irthum, und besiegt den Wahn! —

Was ist an dem Keim gelegen,
Was an einer Täuschung Spiel,
Wenn so tausendsacher Segen
Rings beglückend' niederfiel?

Doch der Sonne Segenspenden
Treffen nur den ird'schen Lauf,
Wahrheit schließt mit Götterhänden
Uns des Himmels Pforten auf!

A. V. K. Enberg.



An den Montblanc.

(Sommer 1882.)

Montblanc! als ich zuerst Dich sah
 Empor am Himmelstrande steigen,
 Viel Meilen fern und doch so nah,
 fühl' ich im Herzen schauernd schweigen
 Der heißen Erdenwünsche laute Schaar
 Und alles, was in mir nicht ewig war,
 Denn ein Prophet in leuchtendem Talar
 Tratsst Du vor mich, mir meinen Gott zu zeigen.

Oft hab' ich in das Antlitz Dir
 Seit jener Stunde nun gesehen;
 Gleich einem Bruder ward'st Du mir
 Vertraut; ob Wetterwolken wehen
 Vom Sturm gejagt um Deine hohe Stirn;
 Ob sich in Purpur Deiner Wände firm
 Erhaben hüllt, geküßt vom Taggestirn;
 Ob Deine Zinnen bleich im Mondschein stehen.

Auch heut blick' ich nach Deinen Höh'n,
 Drauf ewiger Tod und Schweigen walten;
 Fern liegt mir, fern der Stadt Getön
 Und all' der Menschen kleinlich Schalten.
 Ein fels mein Sitz; Gefährte mir der Wind;
 Zu Füßen tief Dein wildes Gletscherkind
 Den Urvestrom, der jäh zu Thale rinnt:
 Montblanc, so laß mich Zwiesprach mit Dir halten!

Ein ärmlich Zeitenspielwerk nur
 Ist gegen Dich, was wir errichtet: —
 Verwehen werden ohne Spur
 Die Pyramiden, aufgeschichtet
 Aus Riesenquadern fern im Wüstenfand;
 Doch Du wirst stehn, gehüllt in's Eisgewand
 In Winterstürmen und im Sonnenbrand,
 Bis unser Stern in Trümmer sinkt vernichtet.

Und dennoch steht der Wurm, das Nichts,
 Der schwache Mensch in seiner Blöße
 Dem Urquell näher wohl des Licht's
 Als Du in aller Deiner Größe! —

Zerschmettern kannst Du mich, in jähem Fall
 Herniederschleudernd der Lawine Ball,
 Doch fester bleibt, als dort dein Felsenwall,
 Mein Herz bei Donnerklang und Sturmgetöse.

Nicht wahn' ich mich, du Berggigant,
 Dir gleich, weil oft auf Deinen Zinnen
 Der staubgebor'ne Wand'rer stand
 Und sah zu Thal die Gletscher rinnen,
 Sich lagernd stolz auf Deinem Felsenthron: —
 Viel Hohes trat mit seinen Füßen schon
 Im Uebermuthe ja der Erde Sohn; —
 Das Hohe bleibt; er aber muß von hinnen.

Monarch der Alpen! Doch der Geist,
 Den ich im Herzen fühle lodern;
 Der meinen Blick nach oben weist,
 Der nicht im Grabe wird vermodern;
 An dem ohnmächtig rauscht vorbei der Zeit,
 Des trüben Stromes, lauter Wellenstreit:
 Der Geist darf kühn in Deiner Herrlichkeit
 Zum stolzen Wettkampf wagen Dich zu fordern.

Dem Nar ans seinem Wolkenpfad,
 Der wagt, zu Dir emporzudringen,
 Erlahmt, eh Deinem Haupt er naht,
 Das mächt'ge Paar der breiten Schwingen,
 Doch über Dir im weiten Himmelsraum
 Schuf sich ein Reich der Sehnsucht lust'ger Traum,
 In Höhen, d'raus der Sterne Strahlen kaum
 Uns die geheimnißvolle Kunde bringen.

Ja, wo der Blick, verloren in das All,
 Als Lichtpunkt nur in der Planeten Reigen
 Hinschweben sieht der Muttererde Ball,
 Ist uns'rem Herzen eine Heimath eigen; —
 Und doch, Montblanc! auch uns verborgen bleibt
 Er, der dem Weltall die Gesetze schreibt,
 Desß starke Hand die Sonne droben treibt;
 Vor ihm laß uns das Haupt in Demuth neigen! —

Reinhold Suchs.



Die Schwalben.



Was war doch vor Jahren ein fröhlich Dach
 Das Häuslein drüben, jetzt altersschwach:
 Es hörte nur Lachen und Rosen —
 Wir bauten am Giebel, der mählich zerbrach,
 Im Gärtchen blühten die Rosen.

Da nahte der Herbst und die Scheidestund',
 Der Knabe küßte des Mägdleins Mund:
 „Fahr wohl, bis wieder ich kehre!“ —
 Sie weinten sich beide die Augen wund —
 Ein Schifflein segelt im Meere. . . .

Nun flattern und irren wir hin und her
 Wir mögen nicht bauen und nisten mehr
 Seit Jahren an jenem Orte:
 Es scheucht und macht uns das Herze schwer
 Ein Kiegel dort an der Pforte!

Sie schoben ihn vor an dem traurigen Tag,
 Als drinnen im Sarg ein Mägdlein lag;
 Ein Köslein, frühe gebrochen,
 Noch ehe der Lenz im Knospenden Hag
 Die Osterbotschaft gesprochen!

Sie schoben ihn vor, als im Ocean
 Ein stattliches Schiff wir versinken sah'n
 Zusammen einem fröhlichen Knaben . . .
 Wer hat's seinem Schätzlein nur kundgethan?
 Wir kehrten, da war sie begraben. . . .

Verriegelt die Pforte, die Rosen verdorrt —
 Nicht lockt's uns zu nisten am stillen Ort:
 Die Todten kommen nicht wieder!
 Doch nahmen auf's Meer wir alljährlich mit fort
 Ein Zweiglein vom Friedhofslieder.

A. Stanislas.



Lebensrättsel.

An der Allmacht weises Walten
 Lehrte man schon früh mich glauben,
 Und der Mann läßt sich nicht rauben,
 Was der Knabe treu gehalten.
 Nicht des Zweifels Frevel wage
 Von der Seele sich zum Munde;
 Doch im tiefsten Herzensgrunde
 Leb't so manche stille Frage.

Rüstig regt und ohne Ende
 Mancher wohl vom frühen Tage,
 Mühsal scheuend nicht und Plage,
 Bis zur späten Nacht die Hände,
 Um zu schaffen, zu erwerben
 Redlich für das Wohl der Seinen —
 Doch an seiner Bahre weinen
 Bitt'rer Armuth bleiche Erben,

Seht, der And're dehnt die Glieder,
 Ernst' Arbeit überdrüssig,
 Schaut vom weichen Pfühle müßig
 Auf den Kampf des Armen nieder;
 Und er häuft zusied'nen Blickes
 Mühelos des Goldes Segen;
 Uner schöpfl'ich schier entgegen
 Quillt ihm ja der Born des Glückes.

Von der Jahre Last gebrochen
 Schau ich einen armen Alten;
 Ach, die Welt hat nicht gehalten,
 Was dem Jüngling sie versprochen.
 Sieh vom Elend und vom Jammer
 Sehnt der Dulder sich nach Frieden;
 Doch es flieht der Tod des müden
 Erdenpilgers stille Kammer.

Und im lichten Jugendlenze
 Sah ich eine Knospe prangen;
 Purpur schmückt' die zarten Wangen,
 Und die Liebe flocht ihr Kränze;
 Eine Welt voll Seligkeiten
 Stand ihr gestern wohl noch offen — — —
 Heut — der Mutter Stolz und Hoffen —
 Wird man still sie heimgeleiten.

Hier der Tod, wo blühend Leben
 Noch die Schwingen rühren möchte;
 Dort die Noth, wo ihrer Rechte
 Arbeit harrt und wackres Streben.
 Thöricht Herz! Du suchst das Wesen
 Dieses Zwiespalts? Ach, vergebens;
 Denn die Räthsel dieses Lebens
 Wird kein Sterblicher Dir lösen!

Adolf Freyhan.

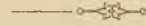
Distichen.

I. Kunstseele.

Poesie ist die Seele der Kunst; strebt diese als höchstes
 Ziel die Natürlichkeit an, jene schafft frei sich ein All.
 Formen gebe die Kunst, doch soll sie die Seele nicht modeln,
 An das Irdische knüpft' rein sie die Göttliche an.

2. Skepsig.

Zweifel ist der Erkenntniß erste Stufe, wie letzte,
Aber die Mitte umfließt tröstend ein höherer Glanz.



3. Die Creue.

Schaust du durch Thränen die Welt, Du findest sie doppelt begehrlieh,
Nur, wer es lachend verschmäht, hofft von dem Leben nichts mehr.

Theodor Schuppli.



Nun saust der Süd, den Winter wegzufegen,
Es rauscht und rieselt im verschneiten Thale,
Das Eis des Stromes donnert Fluchtsignale,
Im Waldgezweige webt ein heimlich Regen.

Die jungen Knospen strecken sich verwegen
Und drücken mächtig an die braune Schale;
Das Hälmdchen sprießt, gelockt vom heitern Strahle,
Und goldne Käzchen wehn in den Behegen.

Nun ist es Zeit, daß ich mich frisch ermanne,
Nun werf ich weg die Grillen und die Sorgen,
Wie ihre Schneelast schüttelt ab die Tanne.

Und wie die Lerche grüßt den lichten Morgen,
So grüß' ich dich, befreit vom finstern Banne,
O neuer Lenz! In dir bin ich geborgen!

E. W. Schön.



Zeiten des Suchens und Strebens, wie könnte je eurer vergessen,
Wer sich dem Dienste der Kunst göttlichen Sanges geweiht.
Wo uns die Muse zuerst entgegen im Kusse getreten,
Sei es im rauschenden Wald, sei es im traulichen Heim;
O wie flossen die Worte uns golden in Reimen vom Munde,
Wie es den Freunden gefiel, wie sie uns staunend erhöht!
Wie wir in traurem Verein geseßen beim schäumenden Becher,
Den uns die Schönste kredenz, Dora, die Tochter des Wirths!
Wie wir im schwanken Kahne gewiegt uns auf schlummernden Wellen,
Ferner Schiffer Gesang schwebte verschwimmend daher,
Träumerisch rauschten die Fluthen dazu ihr wonniges Nachtlied,
Goldnen stieg aus dem Meer zaubrisch das Mondlicht herauf.

Sermann Riehne.

Liebespfand.

Eine duft'ge Rosenblüthe,
Jungen Lenzes holde Gabe,
Die in stiller Pracht erglühte
Auf der Mutter frühem Grabe, —

Aus dem fernen Heimathlande
Hat die Liebste sie gesendet,
Und sie hat mit diesem Pfande
Meinem Herzen Trost spendet.



Wähnt' ich doch, daß Glück und Lieben
Längst das dunkle Grab umnachtete,
Daß auf Erden nichts geblieben,
Was mir werth das Dasein machte.

Und nun löst ein süßes Hoffen
All' das Weh mit mildem Klange,
Und verklärtem Glauben offen
Ist das Herz, das schmerzsbange.

Und es jauchzt, dem Schmerz enthoben,
Seinem jungen Glück entgegen.
Aus den Sternen leuchtet droben,
Lichtverklärte, uns dein Segen. —

Paul Barsch.



Albumblätter.

Meiner Wirtin.

Ein Weib, das stets erneuert,
Nur wäscht, nur kehrt, nur schenert,
Das schafft aus lauter Peinlichkeit
Nie Frieden, Glück und Reinlichkeit.

Hartwig Köhler.



Getrennt auf ewigdar.

Dort unten auf der Haide
Da rauscht ein Mühlenwehr,
Da wandeln um die Achse
Zwei Räder, groß und schwer.

Es sprüht vom Rad zum Rade
Manch' blitzender Tropfen da,
Zusammen streben die Planken
Und kommen sich nimmer nah.



Wir haben wohl um einander
Viel funkelnde Thränen geweint,
Sie haben im Niederfallen
Sich mit einander vereint.

Wir haben uns angeblicket
So viel' und viele Jahr: —
Ich glaube, wir sind wie die Räder
Getrennt auf ewigdar.

Karl Zellmann.

—❖— **Auszug aus den Protokollen.** —❖—



Sitzung vom 5. Februar 1883. Verlesen und besprochen werden Gedichte von Arthur Palmer (Hamburg), Knappe, Barsch, sowie eine Skizze von A. Stanislas.

Sitzung vom 12. Februar 1883. Zur Kritik gelangen Gedichte von Ad. Marquardt (Berlin), Am. Ullmann (Ohlan), Elis. Mernell (Zürich), Gustav Marquardt (Landsberg) und Anna Lachmann. ferner wird eine Humoreske aus der Feder Robert Köhler's verlesen.

Sitzung vom 19. Februar 1883. Der Verein beschließt am 12. März einen geselligen Abend für Herren zu arrangiren. — Zum Vortrag kommen Gedichte des seit einem halben Jahre in Nord-Amerika weilenden Mitgliedes Hubert Müller, sowie des Herrn Gustav Marquardt (Landsberg).

Sitzung vom 26. Februar 1883. Verlesen und kritisiert werden Gedichte von Alfred Friedmann (Wien), Am. Ullmann (Ohlau), Ad. Freyhan und Anna Lachmann.

Briefe und Sendungen für den Verein „Breslauer Dichterschule“ sind zu richten an **Carl Biberfeld, Friedr. Wilhelmstr. 3a.**
Briefe, die Expedition der „Monatsblätter“ betreffend, an **Ch. Proviski, Rezerberg 16/17.**

Briefkasten.

A. V., Oldenburg. Wo bleibt die zugesagte „poetische Sendung?!“ — Eine kurze Besprechung des uns freundlichst dedicirten Dichter-Albums in einer der nächsten Nummern.

M. H., Graz. Unsere Karte nebst Drucksendung haben Sie doch erhalten! — Aber seither warten wir vergebens auf die versprochenen Blätter! — Herzlichen Gruß!

G. M., Landsberg. Von Ihren Poesien ist diesmal zu unserem Bedauern gar nichts verwendbar. Das alte Leiden — sprachliche Unklarheit — schien ihre Muse wieder einmal heimgesucht zu haben! —

A. v. G., Dresden. Ihr geistvoller Brief läßt noch immer einige Verstimmung durchblicken; — doch sind wir, wie Sie sehen, Ihrem Wunsche nachgekommen und haben das Gedicht bei der alten Fassung belassen.

A. N., Ohlau. Schönsten Dank für Ihr Bildniß, das unser Album in gleicher Weise zieren soll, wie hoffentlich recht bald wieder — Ihre Poesien unsere Blätter.

A. U., Berlin. Ihr kleines Poem ist im Ganzen wohl verständlich, aber in einzelnen Ausdrücken unklar und schief. — Wenn man erst über den Inhalt grübeln muß, geht die nöthige Stimmung verloren!

A. P., Zamburg. Vorläufig haben wir, wie Sie sehen, Ihr Büchlein besprochen — eine briefliche Kritik Ihrer Gedichte soll spätestens Ende des Monats an Sie gelangen.

S. M., Berlin. Bis jetzt lassen Sie umsonst auf die erbetene Abschrift harren, an der uns wäherlich Viel gelegen ist! — Treuen Gruß!

E. M., Zürich. Ihre Poesien sind gar zu inhaltslos; für die mangelnde dichterische Individualität bringt nicht einmal eine hübsche Sprache Ersatz!

Dr. A. F., Wien. A. U., Ohlau. H. K., Wernigerode. Herzlichen Gruß und Dank für Ihre interessanten Sendungen. — Antwort erfolgt bald nach der General-Versammlung, die vorläufig all' unsere Zeit absorbiert!

Wie sich der Herr Sanetätsgroath der Tharese ihr Vertrauen verlorchen.

Humoreske in schlesischer Mundart von Robert Köppler.

Der Kirchthurmseegeer schlug zwölfe, der Dittrich koam heem vo der Arbeit, und mosde „Seine“ woar, de Tharese schirre vür und sojke's Wittigassen, Schweinefleisch mit Graupe uf a Tisch.

Suster, wenn ha blus de Teller kloppern hurte, do soaß a ooch schunt usm Nlose, indem doas seine liebste Musik woar; heute blieb a drinne im Kämmerle uf der Schietebankel¹⁾ fletschen²⁾ und ruhre sich nich.

„Nu, Baste,“ rufte de Tharese, „kimmste nich asu?“ Se genennt' in nämlich der Firzigkeit holben immer Baste, wiewuhl a doch eegntlich Sebastian hieß.

„Ne Weib,“ soat a und seizte derbeine, „ich koan ni.“

„Nu wär'sch doch goar kee Wunder; du wißt's ju,

„Werde zirnt mit der Schüssel,

Der gebirt's³⁾ am Küffel;“

sahlt dir denn woas, ha?“

„Ich weeiß dir'sch alleene nich; ich hoa goar ken'n Optit, ni; — 's ihs mir asu, — 's ihs mir asu, — ich weeiß goar nich, wie mir ihs; — ich bien sterbenskrank.“

Und weil a doas soate, kries a grüße Fegen⁴⁾. — Sie ließ in ruhig kreißern und jammern, sojke sich alleene zu Tische und oaß uf beede Baden, bis se a Hunger verschecht; erscht wie se obgeräumt und usgewoschen hotte, (denn hie zu Lande heeßt's: erscht arbeiten, derno kranksein) wandt se sich ihrem derbärmlichen Dingruche zu und brucht in eis Bette.

Wiewuhl a noch keemol nich kontrakt gewäsi die vielen Joahre, doß se mitkommen verheirat' worn, und ha bis dohar doas Kranksein immer blus sur anne eegne Dart Fantheet vo a Reichen gehaln hotte, heute thoat im ferner Gehälste ihr Zuräden wuhl und a sulgte.

Wie a nu drinne loag im Wochte⁵⁾, froit' se sich erscht lange, se bruchte a Bettwärmer oan de Füße und a gewärm't Flachbrich⁶⁾ uf a Bauch, denn mit da beeden Universalmitteln hotte ihre Mutter sätig olles kurirt und destholben sulden se dohie ooch halsen.

Aber se holsen nicht; o Controlleur im Gägentheel! Am andern Murgen, doas woar Sunntigs früh, float a noch viel mehr über Hitze im Koppe und Wißtboat im Leibe und zwoar asu siehr, doß doas orme Weib oansung zu ieefern⁷⁾ und zu winseln:

„'S ihs doch zu siehr schoade um da klugen Schaser“ soatse; „wenn a noch läbte, do müßt a dir uf der Stelle 's Gerippe eirenten und's Gepläuze⁸⁾ ausdähn'n.“

„Wenn 's nich andersch wird, Dittrichen,“ meente der Kranke, „do koan ich murne nich uf Arbeit gieh'n.“

„Fang mir od asu oan! Baste,“ pulvert' se lus, „nich uf Arbeit, nisch't verdin'n; wudervo⁹⁾ söllt bir denn läben? Nee, ehb ich's asu weit kommen lusse, do sohl mich dar Fümsbühmer¹⁰⁾ nich renn, ich mache zum Kreisfiffisusse ei de Stoadt und luß dir woas verschreiben.“

Ha wulde dodervo zwoar nisch't hüren, aber sie thoat sich nich andersch, bond sich de Sunntigschürze üm, ließ in ei sem Aelände liegen und ging zum Herrn Sanetätsgroathe. — Wie se leise oankloppte, schrieg a: „Herrein!“ und schub sich de Brille nuf uf de koahle Stirne, denn wenn a woas sahn wulde, müßt a doas Ding immer erscht wegschieben.

Do de Tharese monchmol Botengänge ging, kannt a se und schrieg, denn schreiu müßt a, indem se, doß se und hurte awing schwer:

„Nun, was bringt die Dittrichen?“

Sie wusch sich a Schweiß vom Gesichte und sproach verlägen: „O Fees, Herr Sanetät; nahmen Se's od nich übel, mei Moan ihs asu krank, und do wullt ich Ih'n'n äbenst bieten, wenn Se' m woas verschreiben thäten, a 'Plaster, a Pülwerle oder a Flaschel eßlöffelweise.“

„Schon gut; was seht ihm denn?“

„Nu Fees, Herr Sanetät's-Fiffitus, sahn Se, 's steckt im halt asu im Schardel; a float über roafend¹¹⁾ Hitze und a viel murne früh nich uf Arbeit gieh'n; wudervo sull bir denn läben?“

„Da ist nicht viel zu verschreiben, gute Frau; wenn Dittrich Hitze im Koppe hat, dann müssen wir ihm Kühlung verschaffen!“

„Woas sohl ich im?“ froit se „Herr Duster?“

„Kühlung verschaffen,“ schrieg a se oan, doß se genug hotte. Fyunder nickt se mitm Koppe: „Zu doch, ju ju, doas viel ich machen.“

„Morgen früh giebt Sie mir Nachricht über sein Befinden. Verstanden?“

„Ju, ich hoa's verstanden; asu toob bien ich nich; murne früh bei Zeiten bien ich wieder do. Sohl ich's Wasser mieltbrennen?“

1) Schneidebank; 2) sitzen; 3) blüht es; 4) stöhnte er gewaltig; 5) Bett; 6) Flachwerk, Dachziegel; 7) jammern; 8) die Eingeweide; 9) wovon; 10) 50 Pfennige; 11) gewaltige.

„Nein, das brauch' ich nicht; ich bin kein Quacksalber.“

„Nu, do is's gutt; kee Wasser und keene Solbe; blus Kühlung . . . na doh hadje.“¹⁾

Se machte de Thüre vo draußen zu, überläte sich die Sache awing²⁾, und ging nu a groaden Strich zum Fleescher Schmidt usm Ringe, und do se durte uich krigte, wos se wünschte, rannt se weter zu Lindnern, zu Schweinerten, zu Kaglern, zu Pefchen und zu Kraufen. Wie se ei der Stoadt bei ollen rum ihs, leest se zu Rätbelten uss ander Durf und där, där macht ir endlich a Willen; fröhlich und vergnügt wackelt se heem, und nu gieht's „hulter de pulter³⁾“, denn der Mitting woar lange durbei, se schirte Feuer oan, setze 's Eisertüppel oan de Kohlen, doß 's flinker kochte, hulte de Essigflosche asu und wiesch nich ehnder vo der Ploate, bis ihr Gericht goar woar. Dernoach noahm se a Kooklöffel⁴⁾ zum Kusten, und wie ' in obleckte, woar'sch ir wunderlichien geroathen; se guß uf und brucht im de Schlüssel seeleuvernügt, doß se endlich asu woar, vur'sch Bette.

„Manu, Baste, richt' dich a brintels⁵⁾ uf, schmunzelt' se, ich breng dir de Medezin!“

„Wos is 's denn fur Zeug?“ brummt a mißtrauisch.

„A hoat dir 'n Rith-Lunge verurnt⁶⁾; die sohl gutt fein fur de Hitze. Nu hoa ich bei ollen Fleeschern ei der Stoadt rümgekroft, aber keener hotte keene, bis ich endlich bei Rätbelten usm Nupperdurse eone uftrieb; doas heest keene Kühlung is 's o nich, denn die Kuh, die a schlachten wulde, stond noch labendig in Stolle, aber anne Uzelunge kund a mir gan. Im Rithfolle, denk ich, verricht' die 's ooch. llud weilste gerne woas Saures ist, do hoa ich dir se hübsch saur gemacht; ikunder aber weiger dich nich erscht lange und iß; bies fruh, doßde woas Fleeschernes fur Medezin krigt.“ —

Der Dittrich sogte sich zwoar uf im Bette, aber a hielt sich a Kupp und jammerte:

„Weib, luß mich zu Ruh; ich breet's⁷⁾ ni nunder.“

„Baste; Aler“ fuhr ' in oan, „bies kee klee Kind nich; du mußt. Murne fruh wief der Herr Dukter Antwort hoan; stell dich nich goar asu gamerlich⁸⁾.“

Und wie a noch Würgebänder⁹⁾ machen wulde, do woar se kurz gewickelt; se schniet die Prachtlinge ei kleine Stiche, noahm a Löffel und goab 'f im ei. A muchte bieten und bammeln asu viel, wie a wulde, doas nutzte olles nich; sie ließ im ehnder keene Ruh, bis a da ganzen Feßsen Fleisch mitkomsten Essig verbrucht hotte.

Mehr tut, wie labendig, lát' a sich wieder um und ächzte und stöhnte, doß's an Steen derbornt hätte; sie aber hoat in nich bedauert; se woar ganz glücklich, doß a die Lunge verzährt; denn ikunder muß't doch besser wardn. —

Doas muchte asu um a sümfe rüm sein.

Der Baste schmieß sich rüm und schmieß sich nüm; immer tätscher¹⁰⁾ wurd's ei fem Kuppe; a wußt sich bale goar ken'n Roath meh. Nur lauter Angst sprong a sugoar zweemol ausm Bette, aber se brucht ihn wieder net.

„Doas wär schien,“ sproach se, „a kraufer Moan und rauskrichen!“ Und weil a su schwach woar, doß a nich amol Widerporte gan kunnde, muß't a äben pariren.

Do, um neune rüm, liebt 's in uimme drinne¹¹⁾; ehb se's wahren kunnde, sprong a raus, lief oans Fensterle, riß's uf, stackte da Hagelskupp eis Freie und nu ging's, achtzehn de besten, doß's oet asu latscherte¹²⁾, wull anne holbe Stunde lang; wie wenn unser Herrgot uf eemol an Wullenbruch geschickt hätte. A zug da alen dicken Brummschardel ooch nich ehnder wieder rei, bis der Wagen leer woar, wie der Bonfen¹³⁾ kurz vor der Ernte. Druf aber schofft' in de Tharese gleich wieder eis Poocht; und obschonst doß seine Zudecke¹⁴⁾ groade genug Pese¹⁵⁾ hotte, schmiß se -ihre eegne ooch noch druf und ei sümfe Minuten schwigte der Baste schinner wie a Broaten.

Gut, doß a's nich su ästemirte¹⁶⁾, denn a woar vo dar Holsarbeit und vo dam abscheulichen Ulrich-schrein¹⁷⁾ müde wurn; zudam hott a ju die vorige Nacht kee Doge zugemacht, und do schlief a nu hort und feste und ruhrt sich nich. Erscht wie de Schulmeesterköchen de Murgenglocke zug, derwacht' a. Als in aber de Tharese ei ihrer Reuschierigkeit frug, wie's ginge, do sproach a und verließ derbeine seine Loagerstoat: „Aler,“ sproach a, „ich weß dir's goar nicht, wie mir ihs; mir ihs halt heute ganz andersch; de Hitze ihs raus ausm Kuppe und der Wagen leicht wie 'ne Flaumfeder.“ Und wie a sich erst mit eisekalem Wasser gewoschen, do fung a schlän oan zu lachen: „Izunder koan ich dir's gestiehn, wu ich mir die verfluchte Kranke gehult; der Poath Schoffer¹⁸⁾ hoat sei Schwein geschlacht am Sünnobende, do mag ich wull zu viel Wellfleisch gegassen hoan.“

„Mag's doch sein, Baste,“ sproach de Tharese freindlich; „ich bien fruh, doß de heute wieder geistreich; denn gestern Obend hott ich wirklich schunt olle Bange.“

A ging oan seine Arbeit, und kee Meusch soag's im oan, doß a am Tag dervüre asu siehr usm Hunde gewäst. —

Doas woar also gutt.

1) Adieu; 2) ein wenig; 3) über Hals und Kopf; 4) Kochlöffel; 5) ein wenig; 6) verordnet; 7) bringe es; 8) jämmerlich; 9) Schwierigkeiten; 10) ärger; 11) nicht mehr drin; 12) ranchte wie Regen; 13) Abtheilung in der Schener; 14) Oberbett; 15) Gewicht; 16) achte; 17) erbrechen; 18) Gewatter Wogt.

Um achte stact sich Seine Geld ei a Schubfad und machte nei zum Kreisphysikus. — Gotte der gestern de Brille uf de Stirne nuf geschuben, do ruckt a se heute bis oan de Noasenspitze runder, groade, doß se uf der Rulpe!) noch ballangstite, und frug:

„Nun, was macht der Dittrich? Haben ihm die kalten Umschläge Erleichterung verschafft?“

Sie hielt sich de Hand oans Uhr und froite: „Woas fur Dinger?“

„Die kalten Umschläge, die Kataplasmen!“

„Kale Plaster?“ Sprach se verwundert; „Sie hotten im ju Kühlinge verurmt.“

Der Sanetäts-Roath merkte null, doß die ale toobe Dittrichen wieder amol gründlich folsch verstanden, froote²⁾ sich hinger a Uhren und froite kurz:

„Nun, und?“

„Und weil ich keene Kühlinge nich ufstreiben kinnde, do hoa ich im halt anne Urenlung gemacht, aber tüchtig gesauert.“

„Und die hat er gegessen?“

„Nu Feess, a wulde null nich recht droan, aber ich bezwong mir'sch, denn Sie hotten's doch befohlen und do ruht ich nich ehnder, bis der letzte Bissen drunden.“

„Sodann?“ hurchte der Dutter weiter, „ist er wohl langsam gestorben?“

„O meines;³⁾ Herr Sanetäts-Dutter,“ sprach se biese, „hoan se mich ales Weib ock nich zum Norrn; dernoachert⁴⁾ quält's in zwoar gotsjämmerlich im Bette; aber noch drei Stunden ging's lus, — na, Se vertiehn mich schunt“

„Mit dem Bomiren? froite der Sanetäts-Roat.

„Ja ja, mitm Wurmiren, asu genennt ma's ju; wurmirt hoat a, wurmirt zum Jansterle naus, bis der Wurm rans woar ausm Magen; druf schlies a boss⁵⁾ oan a Murgen und ging munter und gesund wieder ei seine Arbeit; nee olles, wosde woahr ihs, die Medezin schlug oan.“

Der ale Kreisphysikus ructe sich die Brille zurecht, drährte sich weg, lachte, doß im der Bauch wackelte und meente hns: „Na, wenn's nur geholsen hat.“

„Ju, a ihs kerngesund“ lachte die Ale niet; und wie s'in froite, wos se schuldig, goab ar de Hand und sprach: „Geh' Sie mit Gott, Frau Dittrich; diesmal kostet's nichts; aber komm' Sie hübsch wieder.“

De Dittrichen stacte ihre holbe Mark mit Dank flink wieder ei und sprach: „Ich war doch nich zum Andern giehn; zu Sie hoa ich itzunder 's ganze Vertraun!“



„Wahrheit in Dichtung.“

Gedichte von Julius Gräse. Leipzig, Rudolf Lincke's Verlag.

Die Kunst ist eine Göttin, welche in unerschütterlicher Majestät über den Lebend-n thronet, aber ihre Priester straft, wenn diese ihren Tempel nicht sorgfältig hüten und Unberufene nicht von täppischer Verehrung zurückscheuchen. Diejenigen, welchen es vergönnt ist, täglich und stündlich vor dem Bilde der Göttin zu weilen — bis zu ihnen heran gelangt nicht die rohe Schaar, welche sich in das Heiligtum eindringen will — sie haben nicht nötig, Zorn und Spott zu verschwenken, wenn nicht gerade Einer aus ihrer Mitte abtrünnig wird und sich vom Gottesdienste ab dem Götzendienste zuwendet; aber diejenigen, welche an den äußersten Pforten des Tempels sich der andrängenden Menge zunächst gegenüberzustellen haben, walten des schwierigsten Amtes; sie verfallen am leichtesten dem Loose, nicht für voll genommen und mit denen verwechselt zu werden, welche wähnen, sie seien gleichfalls berufen, und ernstern Dienern des Tempels gleichzutreten glauben, wenn sie sich nur kühnlich neben dieselben stellen.

Darf es daher noch Verwunderung erregen, wenn eine einfache Besprechung eines poetischen Opusculi, bei welcher eigentlich nur das „sine ira et studio“ gelten soll, sich zunächst zu einer oratio pro domo gestaltet? Wir reden hier im Namen des „Dilettantismus“ — wir möchten aber zwei Species desselben auch in der Meinung der Außenwelt streng von einander geschieden wissen. Es giebt Dilettanten, die mit vollem Herzen und ganzer Seele der Kunst dienen möchten, wenn nicht äußere Umstände sie in das Joch der Tagesrohne zwingen, und welche die Kunst von ganzem Herzen verehren, wenn sie sich ihr auch nicht ganz ergeben können; und es giebt wiederum solche Dilettanten, welche die Poesie mehr als einen für die Mußestunden geeigneten Sport betrachten, welcher obendrein die angenehme Eigenschaft besitzt, daß er ihr Haupt für Laienaugen mit der Gloriole des Künstlers umkleidet, — und welche glauben, daß zu Apollon Lorbeerhain nur rosenbesäumte Pfade führen.

Wir aber gehen nun von der Ansicht aus, daß nicht äußere Erfolge und ein klangvoller Name dem nötig sind, der sich unterfangen will, für die erstdefinierte Species des Dilettantentums in die Schranken zu treten — und von diesem Standpunkte aus erheben wir gegen das vorliegende Buch den Vorwurf, der allerdings die ganze Kategorie gleichartiger Nachwerke trifft: daß es augethan ist das Ansehen der ernsthaft strebenden Dilettanten auf's Empfindlichste zu schädigen, weil seine Originalproducte poesieflos und die Reproductionen

1) äußerste Nasenspitze; 2) fragte; 3) wunderliche Frage; 4) nachher; 5) bis.

größtentheils geschmacklos sind. Man wird uns nicht entgegenhalten können, daß unser Vorwurf daneben treffe, da wir wohl voraussetzen müssen, daß der Autor sich weder in die Reihen der Künstler, *κατ' ἐξοχήν*, noch in die der zweiten Dilettantenspecies hat stellen wollen; es liegt uns nur noch ob, unsere Anklage aus dem vorliegenden Material zu begründen. —

Was zunächst den rein lyrischen Theil der Sammlung anlangt, so haben wir denselben mehrere Male durchstudirt, wurden dabei aber — von der Ermüdung abgesehen — zu unserem Erstaunen nicht im geringsten aus unserer halb neugierigen, halb resignirten Gemüthsstimmung aufgerüttelt. Wir hatten geglaubt, in der lyrischen Psychognomie des Autors wenigstens an irgend einer Stelle einen Zug eigenartiger Individualität zu entdecken — als Resultat aber fanden wir nur — was wir allerdings schon vorher gewußt hatten — daß man sehr viel dichten kann, ohne ein Dichter zu sein. Ein directer Beweis ist in solchem Falle allerdings schwer zu führen; wir sind gern erbötig, durch Citation einer einzigen Verszeile darzulegen, daß Goethe unser größter Genius war — wollten wir aber ebenso positiv beweisen, daß die vorliegenden Gedichte nirgends poetisch sind, so müßten wir sie sämmtlich hier zergliedern was wir theils aus philantropischen, theils aus anderen Gründen lieber unterlassen. Auf einige Perlen dieser Abtheilung wollen wir denn aber doch hinweisen. In Bezug auf beabsichtigten Humor und Grazie bildet nachfolgendes Poem den Gipfel des Ganzen:

„O gleiche jener Blume du!“
 Es liebt der bunte Schmetterling
 Die Blumen dort im Wiesengrund,
 Und Kisse drückt das kleine Ding (!)
 Ihm schüchtern auf den zarten Mund.
 Die Blume ziert und wehrt sich nicht,
 Sie lacht dem kleinen Schäfer zu —
 O Maid, du wendest dein Gesicht?
 O, gleiche jener Blume du!

— Kleiner Schäfer!

An anderer Stelle geben die meteorologischen Anormitäten der letzten Jahre dem Autor Anlaß, „An den Lenz im Januar“ die ebenso höfliche als dringende Bitte zu richten, nicht wieder durch verfrühte Besuche in den von Alters her wohlgeordneten ordnungsmäßigen Aufmarsch der vier Jahreszeiten Confusion hineinzubringen; sicherlich werden alle Kohlenhändler und Gemüßzüchter dem Poeten von Herzen beistimmen.

Wir wollen es im Uebrigen nur als zarte Rücksichtnahme von Seiten des Autors betrachten, wenn er es in der Behandlung seiner herzschmerzlichen Affairen nicht sonderlich darauf anlegt, uns zu gleicher Erregung und Mitgefühl zu bewegen; — es hat ja so schon Jeder mit sich selbst genug zu thun! Wenden wir uns vielmehr zu der zweiten Abtheilung: „Romanzen und Balladen.“ Hier hat die Lectüre unsere Stimmung wesentlich verändert, wenn auch mehr zu unserem Vortheile, als zu dem des Autors. Eine unbestreitbare, wenn auch unerschwingliche vis comica des Verfassers äußert sich leider immer in den tragischsten Situationen; ist es nicht die bisher unübertroffene Prägnanz eines Wilhelm Busch, wenn in der Ballade (oder Romanze?) „Der kranke Knabe“ der hartherzige Meister seinen kranken Lehrling, da dieser bittet, ihn doch nicht zu einem Geschäftswege in die zwei Meilen entfernte Stadt zu zwingen, folgendermaßen anraisonnirt:

„Faul bist du gewesen die ganze Zeit,
 So lang ich im Dienste dich habe.
 Nun sprich du, macht dich zum folgen bereit,
 Mein biederer Stöckchen, Knabe?“

Dem Knaben ist das Stöckchen zu bieder, er macht sich auf den Weg — aber nicht in die Stadt, sondern in sein Heimatsdorf, das er in wenigen Stunden erreicht; dort legt er sich zu Bett und stirbt. —

„Und Neue den harten Meister erfaßt;
 Stets hört er das Flehen des Knaben.
 Er knüpfte sich auf an den nächsten Ast —
 Mit Freude sahen's die Raben.“ —

— Wir fürchten, den geneigten Leser eher zu erschöpfen als den Stoff, und gehen deshalb zu den „Uebersetzungen“ über. Man behauptet, Uebersetzungen seien dann vollkommen gelungen, wenn sie sich lösen wie Originalschöpfungen; ist das wahr, so erfüllen wenigstens einige der vorliegenden Uebersetzungen dieses Kriterium vollkommen, denn dem Stoffe und der Behandlung nach scheinen sie wirklich Originalschöpfungen des Autors, dem wir die oben citirten Verse verdanken. Eine kurze Skizze der beiden Hauptstücke soll Zeugniß ablegen.

„Die Kinder im Walde.“ Nach dem Englischen.

In Norfolk lebt ein Edelmann, der zugleich mit seinem treuen Weibe erkrankt und stirbt.

„Zwei Kinder hinterließen sie,
 Daß Gott sich doch erbarm'!“

Zu Sterben haben die Eltern ihre Kinder — einen Knaben und ein Mädchen — der

Obhut eines Bruders des Mannes anvertraut, der zuerst treulich für sie sorgt, bis der Satan ihm in's Ohr raunt:

„Sei klug und nimm der Kinder Gold,
Im Walde sie erschlag'!“

Da der Dheim zu anständig ist, um das eigenhändig zu besorgen, so dingt er zwei böse Mordgesellen, welche die Kinder in den Wald führen und nicht wiederbringen sollen. Die lebenswürdigen Reisegesellschafter werden unterwegs uneinig, der eine vertheidigt schließlich das Leben der Kinder gegen den anderen und befördert diesen in die Ewigkeit.

Die Kinder aber läßt er dann hilflos im Walde zurück, wo nach langem Umherirren

„Sie starben, so verlassen, ach!
Sie starben Arm in Arm.“

Wenn mal sowas passirt ist, giebt es natürlich immer hinterher der Himmel nicht zu:

„Doch bald den bösen Dheim traf
Des Himmels Strafgericht;
Nach seiner fürchterlichen That
Fand Ruh' und Schlaf er nicht.“

Auch sonst versolgt ihn das Pech auf schreckliche Weise, bis endlich nach 5 Jahren die ganze Geschichte herauskömmt, und jetzt geht's Allen schlecht:

„Der Führer, der die Kinder einst
Verließ im düstern Wald,
Verurtheilt ward er wegen Raub
Zur Todesstrafe bald.“

Der Dheim wegen Schulden sich
In Kerkerhaft besand;
Er starb, nachdem er noch zuvor
Den Frevel eingestand.“ —

Den Geschichten, welche absolut keine Moral haben, wird immer hinten eine angehängt. Hier ist die Blüthe, die dem Moraste der langen Erzählung entsprossen:

„Vormünder und Erzieher ihr,
Die euch sind anvertraut,
Die Kinder, welche elternlos,
Die Kinder gut und traut:
Dies sei euch Mahnung alle Zeit:
Thut Gutes nur und Recht!
Sonst wird euch eure Schlechtigkeit
Durch Gottes Zorn gerächt.“

Ließe sich das nicht mit besseren Worten und correcter stylisirt in ehrlich ungereimter Prosa sagen?

Ein würdiges Seitenstück zu dem nichtswürdigen Onkel folgt gleich hinterher:

„Die grausame Mutter.“ Nach dem Englischen.

Ein reicher Lord hat eine schöne und gute Tochter, die aber ihrer eigenen Mutter ein Dorn im Auge ist — weshalb ist nicht erzählt und bis heute unaufgeklärt. Kurzum, Mama ist dem Töchterchen gram und läßt dasselbe durch den Koch schlachten; dieser vollführt die Schandthat, trotzdem der edelherzige Küchenjunge Einspruch erhebt und sich selbst als nach seiner Meinung nicht minder schmachhaften Ersatz für Mylady anbietet. — Als der Lord an der Tafel sitzt und nach dem Töchterlein begehrt, redet ihm sein Weib vor, sie sei in's Kloster gegangen, und da der Lord darüber ungeberdig wird —

„Der Küchenjunge lief herbei,
Rief laut das Schreckenswort:
„Die teure Tochter findet ihr
In der Pastete dort!“

In diese hat der Koch gehackt
Der Tochter zarten Leib,
Und solche Frevelthat befahl
Ihm euer eig'nes Weib!“

Natürlich ist dem Lord, welcher zugleich Gentleman und kein Freund von solchen Späßen ist, der Appetit bereits vergangen, — die sonderbare Manier, in der sich bei seinem Weibe die Mutterliebe äußert, genirt ihn sehr, die gastrologischen Extravaganzen des Kochs behagen ihm ebensowenig, und es erfolgt nun auch seinerseits ein fürchterliches Gericht:

„Drauf hüllte sich der edle Lord
In Tranenkleider ein.
Die böse Mutter aber ließ
Dem Flammentod er weihn.
In siedendheißem Blei ward dann
Der böse Koch verbrannt;
Dem Knaben aber, schlicht und recht,
Vererbt der Lord sein Land.“

Da diesem Gedichte keine Moral folgt, so müssen wir selbst die Nutzenanwendung abstrahiren, welche wohl dahin lauten dürfte, daß es nicht angemessen erscheint, ein junges Mädchen culinairisch, den Kohl aber poetisch zu behandeln — sondern daß das Gegentheil anständiger und geschmackvoller ist. —

„Das Lied vom Leide,“ eine Erzählung in 8 Abtheilungen, führt uns ein tragisches Lebensbild vor Augen: wie ein junger Mann infolge schlechter Erziehung und unsoliden Lebenswandels schließlich dem Schaffot verfällt. Der redliche Eifer, mit welchem uns der Autor vor den genannten Uebeln zu warnen sucht, wirkt erschütternd auf das Herz, die naive Realistik in der Darstellung aber nicht minder erschütternd auf das Zwerchfell. Leider gestattet uns der Raum nicht mehr, die zahlreichen Kraftstellen à la Wilhelm Busch hier zu citiren; wenden wir uns lieber zu den „Epigrammen und Sinngedichten.“ Bei diesen hätten wir nur eine Kleinigkeit zu rügen: den Epigrammen fehlt nämlich die Pointe, und den Sinngedichten ein vernünftiger Sinn. Das relativ beste „Epigramm,“ welches wir für bemerkenswerth halten, weil es einer gewissen Selbsterkenntniß entsprungen zu sein scheint, lautet:

Zustand Apollons.

„Die Dichter schützt nicht mehr Apoll:

Er ward vom vielen Lesen toll.“ —

Zum Schlusse bringt das Buch noch ein Convolut diverser Poesien, welche nicht einmal — wie die vorhergehenden — den Reiz unsfreiwilliger Komik besitzen, unter dem doppel-sinnigen Titel „Verschiedenes,“ zu welchem wir (mit höflicher Abschiedsverbeugung) bemerken möchten:

Haßt den Titel falsch erkoren —

Besser war es, ihn zu meiden!

Was so gründlich todtgeboren,

Brauchte nie erst zu verschneiden! —

Julius Lichtenstein.



Aus der Heemte.

Humoresken, Skizzen und Gedichte von Philo vom Walde. Berlin, Verlag von A. Senff.

„Heem wil ich, luste weiter nischt ock heem!“ lautet das Motto, welches der Verfasser seinem Erstlingswerk voranstellt. Wir gestehen offen, daß beim Lesen dieses geflügelten Wortes unseres Holsteis Neugierde und Zweifel in uns aufstiegen, ob das Büchlein seinem Vorwort entsprechen, ob die in uns wachgerufene Sehnsucht nach etwas Nicht-Schlesischem durch seinen Inhalt gestillt werden würde. Heem wil ich! In unsere trauliche Heimath, an die Stätte unserer Kindheit mit ihren niederen Stroh- und Ziegeldächern, mit ihren grünen Gärten und Feldern, mit ihrem lindenumschatteten Kirchlein und Friedhose, „heem“ will man uns führen? Ja, mau verspricht es nicht nur; das Büchlein führt uns wirklich dahin. In schlichtem, anspruchlosem Gewande, einem barsüßigen Bawentnaben im kurzen Fäcklein gleich, der sich uns auf staubiger Landstraße treuherzig als Führer anbietet, geleitet es uns in die „Heemte.“ Der talentvolle Autor hat seine rühmlichst bekannten Vorbilder Holtei, Nößler, Heinzel, welchem letzteren auch das Büchlein dedicirt ist, nicht erfolglos studirt. Entbehrt auch seine Hand noch zuweilen die meisterliche Virtuosität, so besitzt sie doch unleugbar so viel originelle Kraft und künstlerisches Geschick, daß sie sich getrost an größere, eigenartige Schöpfungen wagen darf. Uns dünken sogar die Piecen des Werkchens, wo Philo vom Walde seine eigenen Wege gewandelt ist, wie die Gedichte „der Lumpemoan“ „de irschten Stieveln“ zc. und die Skizzen „Uhm Kerchhose“ „Ein Winter“ „de Kirms“ und „schlesische Sagen“ ungleich werthvoller, als die Humoresken. Unser schlesisches Volk besitzt keineswegs eine solche Fülle von angeborenem Humor und humoristischen Gestalten, daß es für den Dichter eine leichte Aufgabe ist, dankbaren Stoff und originelle Figuren zur Structur einer Humoreske zu finden. Die besonders in jüngster Zeit mit mehr oder weniger Erfolg angewandte humoristische Regenerationskur, hochdeutsche Anekdoten im Dialect zu bearbeiten, dürfte dies bestätigen. Nur Dichtern von besonders hervorragendem Talente und glücklicher Erfindungsgabe, wie Nößler und Heinzel, gelingt es, Persönlichkeiten zu finden und zu schaffen, die uns wie alte Bekannte anlachen und sich auf den ersten Blick als geborene Schläfinger erkennen lassen. Fern sei es von uns, den lebenswürdigen Verfasser des vorliegenden Büchleins durch diese Bemerkung entmuthigen und von weiteren Schöpfungen heiteren Genres abrathen zu wollen. Im Gegentheil schätzen wir sein Talent so hoch, daß wir bedauern es an Stoffe verschwendet zu sehen, die wie z. B. „Kerch-Manel miet der Millichziege“ bereits anderweitig bearbeitet worden oder wenig dankbar sind. Die reiche Auswahl, welche uns hier geboten wird, läßt uns jedoch über Einzelnes, weniger Gelingenenes hinwegsehen. Im Allgemeinen zeichnet sich „Aus der Heemte“ durch Decenz und Treue der Sprache und Schilderung, sowie durch ächten Humor und wahre Poesie sehr vortheilhaft unter ähnlichen Dialectdichtungen aus und verdient, daß es von uns herzlich willkommen geheißen und ihm eine „Heemte“ in unsern Herzen bereitet werde.

Th. Nöthig.

Zur Frauen-Literatur.

Wenn auch manche Literaturhistoriker in ihren dickleibigen Werken der dichtenden und schriftstellernden Frauen nur so „nebenbei“ Erwähnung thun und manche Kritiker, berufen oder unberufen, den Vertreterinnen des zarten Geschlechtes einen grausamen Krieg erklären, wenn sie es wagen, statt des Kochlöffels die Feder zu führen — schaffen doch die Frauen auch auf dem Gebiete der Dichtung ruhig weiter und erringen nach und nach eine Position, mit der man rechten muß. Betty Paoli, Ada Christen, Gräfin Wickenburg-Almásy und Agnes Kapfer-Rangerbannsz sind lyrische Dichterinnen, die selbst vom schwarzgalligsten Kritikus nicht übersehen werden dürfen. Und neben diesem Biergestirn unserer Zeit taucht auch hier und da manch' ein anderes weibliches Talent auf, das der Anerkennung sicher sein kann, wenn ihm nur der gewöhnliche Dornenpfad nach den Höhen des deutschen Parnasses gegönnt ist. Ein solches Talent, von dem man hoffentlich bald mehr sprechen und schreiben wird in deutschen Landen ist Helene von Engelhardt, eine geborene Baronin Engelhardt-Schnellenstein und Gattin des Musikdirektors Louis Pabst. Schon mit ihren unter dem Titel „Morgenroth“ 1870 erschienenen Erstlingsgedichten hatte sie Zeugniß abgelegt von ungewöhnlicher Begabung. Als dann aber ihr „Wein-Album“ 1882 bei Breitkopf und Härtel in Leipzig in zwei Auflagen erschien und sie ihrem Manne im Prologe zu den Liedern zurief:

„Doch nicht für dich und mich allein
Sei dieses Buch geschrieben;
Die Welt ist schön, die Welt ist weit,
Und Herzen schlagen weit und breit,
Die Lust und Freude lieben“ —

da verkündete man das Lob der Dichterin. Und nun hat sie uns mit einer dritten Gabe beschenkt, mit dem Gedichtenbuche: „Eine Hochzeitsreise und Gedichte vermischten Inhalts.“ (Meyler 1882, Stuttgart.) Die Erwartungen, welche zu machen wir nach der Lectüre ihrer ersten beiden Werthen das Recht haben, werden ganz erfüllt. Frische Unmittelbarkeit, poetischer oft dithyrambischer Schwung, eine achtungsgebietende Formgewandtheit, die sich eben so leicht auf dem stolzen Gebiete der antiken Ovidendichtung ergeht, wie im leicht begrenzten Rahmen der trochäischen oder jambischen Bierzeile. — Das sind die Eigenschaften, die uns so freundlich ansprechen. Und wenn sie im Prologe zu diesem Werke ausruft:

Zieh hinaus mein Lied mit fröhlichem Schall | Die Erde ist herrlich überall,
Zu singen und zu sagen: | Wo liebende Herzen schlagen —

da fühlen wir schon den frischen Athem uns anwehen, und je weiter wir lesen, desto wohler wird uns ums Herz und wir sagen uns besriedigt:

„Gott sei Dank, wieder einmal eine Dichterstimme voll Leben und Wahrheit!“

Auch auf dem Gebiete des Romans, der doch zur Genüge und mit Glück von weiblichen Poeten gepflegt wird, sei eines solchen tüchtigen Talentes erwähnt. Es ist Ursula Zoega von Mantaußel. Die Dame hatte ihr Erstlingswerk „Seraphine“ unter U. Z. v. M. in's Publikum gefendet, und wurde von der Kritik so freundlich begrüßt, daß sie ihren folgenden Roman schon unter vollem Namen veröffentlichte. Er trägt den Titel, „Il Romano“ erschien 1882 bei Georg Böhme in Leipzig, ist spannend und fesselnd geschrieben, einzelne Charakter schilderungen, besonders die der Hauptpersonen, sind mit Geschick ausgeführt, die Handlung nicht alltäglich, die Ereignisse consequent ineinandergreifend, und zumeist gut motivirt, manchmal wohl von etwas sensationeller Färbung, aber nie die ästhetischen Grenzen überschreitend. Die Sprache ist schön, stellenweise markig, als entsamme sie der Feder eines Mannes, aber — ich kann den leisen Tadel nicht unterdrücken — hier und da gekünstelt, abgesehen davon, daß die Verfasserin, jedenfalls in der Absicht, dem Werke südliches Colorit zu verleihen, in Anwendung italienischer und französischer Ausdrücke des Guten zu viel thut. — Doch sind dies nur nebensächliche Fehler, denen leicht abgeholfen ist und allen Freunden einer gelunden Lecture kann „Il Romano“ warm empfohlen werden. —

Karl Schrattenthal.



Romöbianten-Fahrt der Jugendzeit. von Arthur Palmer, Samburg. J. S. Richter.

Das vorliegende Poem gehört zu jenen, die sich eigentlich nicht recht in eine poetische Kategorie bringen lassen. — Man könnte es ein Jdyll aus dem Schauspielereleben nennen. — Allein dieser Mangel eines bestimmten Charakters thut dem Interesse keinen Abbruch, die einfachen Vorgänge sind spannend, und nicht ohne dichterisches Geschick, mitunter nur mit allzubreiter Behaglichkeit erzählt und werden insbesondere bei den Jüngern und Jüngerinnen Thaliens Anklang finden. — Die eingestreuten kleinen Gedichte z. B. „Drei Bitten“ und „Einer Sängerin“ deuten auf ein gefälliges und warmfühlendes Talent ohne freisch auf besonderen gedanklichen Werth Anspruch erheben zu können. — Dagegen scheint der Humor nicht das Feld des Verfassers zu sein — Es ist recht schwer das alltägliche Treiben einer Kleinstadt in ein dichterisches Gewand zu kleiden. — Daß dies dem Verfasser geglückt ist — diese Anerkennung wird man ihm zum mindesten nicht versagen können. C. B.

„Die Ideonen.“ Ein Gedicht in 50 Liedern von Ernst Rudolf Neubauer (Hamburg 1882, Verlag von F. F. Richter. Preis 3 Mark). Die allumfassende Idee, welche diesem Gedicht zu Grunde liegt, sowie der künstlerische Bau, durch welchen diese Idee ihre Ausführung findet, sind eine in ihrer Art ganz neue Erscheinung auf dem Gebiete der poetischen Literatur der Menschheit. Fast könnte man das Ideonenlied einen poetischen Kosmos nennen. Von der Himmelslegende Zoroasters, in welcher das planetarische Erscheinen der Erde gefeiert wird, beginnend, schildert das Gedicht in seiner ersten Abtheilung das Walten der schaffenden Natur bis zur Wandlung durch die große Flut; entrollt sodann die Bilder der eigenen Schöpfungen der Geistesfinder Arda's; führt hierauf die im Reigen der Menschheit herrschenden Ideen dem geistigen Auge des Lesers vorüber und zeigt schließlich das einzelne Vernunftwesen in seinem Streben und Ringen, in seinem Leben, Sterben und Wiederkehren. — Das letzte Lied des Gedichtes feiert die Sphären-Wandlung Arda's.

In seinem Inhalte läßt das Ideonenlied die Idee der ewigen Liebe über den sichtbaren Wandlungen des Daseins walten; schwingt dabei die Fahnne der Versöhnung zwischen der Welt der Einbildungskraft und des Denkens und eröffnet uns, indem es die Naturgesetze als vernünftig voraussetzt, eine Naturanschauung, die in ihrem obersten Gipselpunkte Gottesanschauung ist.

Indem wir uns auf diese einfachen Andeutungen beschränken, glauben wir im Interesse der guten Sache jede Anpreisung unterlassen zu sollen. Ein Buch, das hinsichtlich seines Inhaltes keiner Verächtung, keiner Laune der Geschmacksrichtung unterliegt und welches seinen Leserkreis in der ganzen Menschheit sucht, muß für sich selbst sprechen. Darum schließen wir unsere Notiz mit den eigenen Worten des Dichters in Strophe 4 des ersten Liedes:

„D wähet nicht, mein Sang sei Märchendichtung.
Obzwar geweiht dem heil'gen Musenam,
Ergreif ich niemals doch des Fingres Richtung,
Wenn nicht der eig'ne Glaube mich entflammt.
Verschmäht sei d'rum, mit Pomp in eitler Sichtung
Zu schminken, was der Wahrheit ist entflammt.
Gelingt's dem Lied' nicht, sich durch sich zu adeln,
Dann mag's beliebig Richterstrengre tabeln.“



Mittheilungen der Redaction.

Mit der Erweiterung unserer Beilage, die uns in Rücksicht auf zahlreich eingegangene Beiträge für diesmal wünschenswerth erschien, hoffen wir uns den Beifall unserer geschätzten Leser und Leserinnen zu erwerben. —

Die bis vor kurzem von Dr. Ernst Eckstein herausgegebene „Deutsche Dichterhalle“ ist soeben aus Denicke's Verlag in Leipzig an die Verlags-handlung des „Deutschen Dichterheim“ (Paul Heinze's Verlag in Dresden-Strießen) übergegangen, um, mit letztgenannter Zeitschrift vereinigt, fortan unter deren Titel weiter zu erscheinen. Das „Deutsche Dichterheim“, mit welchem gleichfalls erst ganz kürzlich die schweizerische poetische Zeitschrift „Edelweiß“ verschmolzen wurde, ist nunmehr in der That „das vereinigte Central-Organ für die dichterischen Talente der Gegenwart,“ als welches es bereits unlängst die „Deutsche Revue“ bezeichnet hat.

Das nachstehende hübsche Gedicht, mit welchem Fräulein Marie Heinzel in Halle ihrem Dank für die erfolgte Aufnahme in den Verein Ausdruck gegeben, glauben wir unseren werthen Vereinsgenossen und Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. —

Ufgenumma!

Ku sol mer oaber Enner kumma,
Un sul mer soan: ich wär' nisch warth!
Ich seh' mich nu uf's huche Piarb,
Denn saht od' — ich bin ufgenumma;
Joa joa — ich bin nu neigekumma. —
De Dichterschule, — weit un breet
Is se bekannt, — mir thut's ne leed
Denn saht, se hot mich ufgenumma.

Ihr werdt doch ne ant drierer brumma,
Ihr Dichterschüler huchgehärt!
Bin ich au ne — wie Ihr — gelährt, —
Ihr hoat mich halt doch ufgenumma.
Uf govada Wäga un uf krumma,
Zieht wul su Mancher uf Euch lus,
Un mit Gedichtlan kleen un gruß,
Jedoch — se warn' ne ufgenumma.

Na's schoadt nisch. Recht viel schien Willkumma,
Wullt' ich bluh's soan, — bezoahl's euch Goh't,
Un half Euch flugs aus jeder Noth!
Ich denf' — doas werd' gutt ufgenumma.



Die statutenmäßige Generalversammlung der „Breslauer Dichterschule“ findet am 19. März statt. Tagesordnung: Jahresbericht. Kassenbericht. Newwahl des Vorstandes und der Prüfungs-Kommission. Anträge.